

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Reisebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indischen Kriege 1857 - 1859

Lind af Hageby, Axel

Leipzig, 1861

Zwanzigstes Capitel

[urn:nbn:de:bsz:31-260665](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260665)

Zwanzigstes Capitel.

Aufenthalt in Saffaram. — Meine Bekanntschaft mit dem dortigen Befehlshaber. — Die Feier des 1. Mai. — Zuwachs der Besatzung. — Der Häuptling eines benachbarten Stammes giebt sich für todt aus, um seine aufrührerischen Pläne desto besser ausführen zu können. — Nachricht von dem erfolgten Hinscheiden des Capitains Peel. — Nachricht von dem Tode des Generals Sir Adrian Sove. — Falscher Alarm. — Ankunft eines Regiments, welches durch Krankheit aufgerieben wird. — Abmarsch nach Dehri. — Der dortige Befehlshaber und dessen Gemahlin. — Familienleben in Indien. — Die Sikhs und ihre Morgenberichte. — Die Expedition nach Dschugdespur. — Ereignisse während unseres Aufenthaltes in Dehri. — Abmarsch nach Schiraghoti.

Saffaram ist eine der bedeutenderen Zwischenstationen auf dem Grand Trunk Road. Es lag augenblicklich eine ansehnliche Zahl Truppen daselbst, welche, mit Ausnahme einiger Sikhs, aus lauter Recruten bestanden.

Nachdem ich, um mit meinen Leuten unter Dach zu kommen, den Commissar aufgesucht und Mundvorräthe hatte herbeischaffen lassen, begab ich mich zu dem Befehlshaber des Platzes, der früher Oberster eines anglo-indischen Regiments und jetzt Brigade-Commandant war, um ihm meine Aufwartung zu machen, unsere Ankunft zu melden und weitere Befehle hinsichtlich des weiter einzuschlagenden Weges und des zur Sicherheit der mir anvertrauten Abtheilung ferner zu Beobachtenden zu erbitten. Er nahm mich sehr freundlich auf, ließ mich aber auch gleich merken, daß er mich mit meinen 60 Mann hier festzuhalten gedenke. Ich berief mich auf meinen Befehl, laut welchem ich den Marsch ohne jeglichen Aufenthalt fortzusetzen habe, und erklärte, demselben unbedingt Folge leisten zu wollen, wenn nicht eine schriftliche Ordre mich zum Bleiben nöthige. Der Befehlshaber wies hierauf eine telegraphische Depesche vom Regierungssecretair in Calcutta vor, durch die er

bevollmächtigt wurde, die durchziehenden Truppen nach eigenem Gutachten hier zu behalten, wenn sie zur Sicherheit des Ortes nothwendig seien.

Nun blieb mir keine Wahl; ich mußte schweigen und gehorchen. Wir Officiere wurden in ein Bungalow einquartirt, welches einem öffentlichen Wirthshause glich, da jeder Officier oder angesehene Reisende, der des Weges kam, sich für berechtigt hielt, seinen Wohnsitz in demselben aufzuschlagen. Die Mannschaft lagerte unter einer Art zu diesem Zwecke erbauter Schuppen, die sie einigermaßen vor Sonne, Regen und den unvermeidlichen Sandwolken schützten.

Am folgenden Tage traf Lieutenant Hay mit dem letzten Detachement ein, welcher ebenfalls bleiben und mit den Seinen außerhalb der Station unter Zelten lagern mußte. Die Hitze war sehr drückend und das Klima ein in jeder Hinsicht ungesundes, da der Ort von hohen Bergen eingeschlossen und jedem frischen Luftzuge unzugänglich war. — So kam der 1. Mai, — aber nicht mit „Rosen in den Locken,“ sondern mit Staubwolken auf den Wegen und feuchten Dünsten aus den nahegelegenen Sümpfen. Ich versammelte am Vorabend meine Kameraden und beschrieb ihnen, wie man diesen Tag in Schweden zu begehen pflegt, worauf allgemein beschloffen wurde, daß auch wir uns „Mark in die Knochen“ zu trinken versuchen sollten. Es wurde sogleich eine Bowle gemacht, bei welcher wir die Nacht mit fröhlichen Liedern und Scherzen zubrachten. Unter den Gästen, welche unser Fest beehrten, befanden sich zwei Officiere der indischen Flotte, welche hieher befehligt waren.

Bald hatten sich die nach und nach eintreffenden verschiedenen Detachements zu einem Corps von 800 Mann angesammelt. Der Platzcommandant ließ dasselbe häufig die Revue passiren und beschäftigte uns täglich damit, alle möglichen Bewegungen auszuführen, um zum Ausrücken gegen den Feind bereit zu sein, welcher sich in Dschugdespur, einer Stadt in der Entfernung einiger Tagemärsche, verschanzt hatte. Der Mann, welcher sich an der Spitze dieser Bande befand,

verstand es, seine Landsleute in jeder Hinsicht aufzureizen und zu seinen Werkzeugen zu machen. Unter verschiedenen Mitteln, welche er anwandte, unsere Wachsamkeit einzuschläfern, um dann, einer plötzlichen Bombe gleich, in unsere Reihen niederzuschlagen, war auch das, daß er sich für todt ausgab und ein feierliches Begräbniß sich zu Ehren veranstaltete. Dies glückte ihm in der That insoweit, daß die Nachricht von dem Todesfalle und dem Begräbniße in unser Lager geschmuggelt und daselbst gelaubt wurde. Der Betrüger war der schon früher erwähnte Koër-Sing. Unsere Leichtgläubigkeit hatte indeß, außer dem Verdrusse, von diesem Barbaren überlistet worden zu sein, während wir am meisten hätten auf unserer Hut sein sollen, keine weiteren Folgen.

Plötzlich erhielten wir durch einige Officiere, welche von der Hauptarmee kamen und nach Calcutta gingen, um neue Kräfte zu sammeln, die durch kaum geheilte Wunden oder die dort herrschenden Krankheiten erschöpft waren, die traurige Nachricht, daß Sir W. Peel das Zeitliche gesegnet habe. Dieser Mann war uns so theuer, und der Gedanke, daß wir ihn verlieren könnten, so neu, daß wir die Wahrheit dieser Mittheilung bezweifelten und den Schlag, der uns vom Schicksale bereitet war, abzuwehren suchten, bis uns von einem Officiere der Beweis geliefert wurde, daß er selbst dem Begräbniße des zu früh dahingegangenen Helden beigewohnt habe. Da sank der Muth in dem ganzen Corps, und ein Jeder bemühte sich, eine Blume der Erinnerung in den unverwelklichen Lorbeerkranz des Heimgegangenen zu flechten. Nach einigen Tagen erhielten wir die amtliche Mittheilung, daß Capitain Peel, nachdem er von seinem Wundfieber hergestellt war, in einem Zustande großer Mattigkeit nach Cahnpur gebracht worden, daselbst sogleich an den Blattern erkrankt und daran gestorben sei. Es war rührend, den Eindruck zu beobachten, den diese Nachricht auf unsere abgehärteten Matrosen machte. Unvergeßlich bleiben mir die düsteren Gestalten, die sich meinen Blicken darstellten, als ich zum ersten Male nach diesem harten Schlage vor meine Compagnie trat und die Trauerbotschaft verkündete. Keine Klage, kein Seufzer wurde laut, aber auf allen

Gesichtern zeigte sich ein tiefer Schmerz, und Jeder schien in sich gekehrt, um sich die Züge des angebeteten Mannes, welcher ihnen Allen als ein Muster von Tugend und Heldenmuth gegolten hatte, und dessen Andenken ungeschwächt in ihren Herzen fortleben wird, zu vergegenwärtigen und unvergänglich in das Gedächtniß zu prägen.

Was meinen persönlichen Verlust betrifft, so will ich darüber nicht viele Worte machen, doch legt mein Herz mir die Pflicht auf, offen zu bekennen, daß, wenn mich irgend etwas in der Welt zum Stolz berechtigt, es das Bewußtsein ist, mir die Achtung und Freundschaft dieses ausgezeichneten, reichbegabten, ritterlichen Befehlshabers gewonnen und unter ihm kämpfen und siegen gelernt zu haben!

Ein glänzendes Vorbild der Ausdauer, der Selbstbeherrschung, der Ordnungsliebe und Fürsorge für seine Untergebenen, Allen, die mit ihm in Berührung kamen, sowohl an Vielseitigkeit der Kenntnisse und Erfahrungen, als in dem richtigen Gefühle bei der Anwendung derselben überlegen, groß in der Kunst, seiner Umgebung Vertrauen einzulösen und ihr von seinem Geiste mitzutheilen, tapfer bis zum Uebermaße, unwiderstehlich im Angriffe, gewandt in seinen Bewegungen und immer der Erste da, wo die Gefahr am größten war, menschlich gegen den überwundenen Gegner. — das waren, nach meiner Auffassung, kurzgefaßt die Eigenschaften des Mannes, den England noch jetzt betrauert!

Welchen Ruhm, welche Siege würde das Land von diesem würdigen Sohne haben erwarten können, wenn es denselben an die Spitze seiner Geschwader gestellt hätte! Eine der ersten Zeitungen Englands äußerte bei der Nachricht von dem Tode Sir William Peel's: „Wenn er Nelson's Flotte gehabt und mit derselben dem Feinde gegenüber gestanden hätte, so würde er hinter diesem Helden im Tempel des Ruhmes um keinen Schritt zurückstehen!“ — Sehr wahr! Ich möchte indeß diesen Satz dahin ändern, daß er hieße: Wenn Capitain Peel am Leben geblieben und gegen den Feind gerückt wäre, so würde er eine

Flotte geschaffen haben, wie Nelson sie hatte, und wäre selbst ein zweiter Nelson geworden! —

Mit dem Tode meines Führers war die Sonne am Himmel meiner Freude untergegangen. Ich sehnte mich nach dem Tage, an dem ich Indien verlassen würde, während das Bild des Verschiedenen, mit stillem Kummer in den bleichen, verklärten, mir so unaussprechlich theueren Zügen, mir immerdar vor Augen stand. War es vielleicht der Kummer, einer schleichenden Krankheit erlegen zu sein, statt auf dem Wahlplatze unter dem Donner seiner feuerspeienden Batterien und dem Siegesgeschrei seiner treuen Schaar zu enden?! —

Capitain Sir William Peel war Gentleman in jeder Beziehung des Wortes. Der Sohn des Premierministers Sir Robert Peel, wuchs er unter den Augen dieses berühmten Mannes auf und erhielt eine eben so gründliche als vielseitige Bildung. Seine Neigung zum Seewesen offenbarte sich schon sehr früh, und als er mit Bestimmtheit erklärte, sich diesem Fache widmen zu wollen, wurde es ihm gestattet, seine Anlagen zu diesem Berufe zu prüfen, obgleich er damals noch sehr jung war. Gleich einem jungen Seeadler, versuchte er seine Schwingen, kämpfte mit den Wogen und suchte auf alle Weise seinen Durst nach Wissen zu befriedigen. Mit den Kenntnissen wuchs aber auch die Lust, „auf den Wogen zu leben und zu sterben.“

Der junge Mann hatte die Prüfung glänzend bestanden, vielleicht gegen den Wunsch Sir Robert's, welcher in der Stille gehofft haben mochte, der Sohn würde die politische Laufbahn einschlagen, mit ihm für dieselbe Idee kämpfen und dereinst das Staatsruder aus seinen altersschwachen Händen empfangen. Diese Pläne scheiterten aber an dem festen Charakter des Jünglings, wodurch für England vielleicht ein Staatsmann verloren ging, aber ein Seeheld gewonnen ward, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Der indische Krieg liegt uns noch zu nahe, als daß die Geschichte schon ihr Urtheil darüber hätte fällen können. Ein Ereigniß von so ungeheuren Verhältnissen ist schwer zu überschauen und zu beurtheilen,

und der Geschichtschreiber, welcher dies zu unternehmen wagt, darf nicht unterlassen, die Ursachen des glücklichen Ausgangs dieses Krieges gehörig zu untersuchen. Capitain Peel's hervorragende Begabung als Befehlshaber der Artillerie hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, und ich wage zu behaupten, daß der Feldzug ohne seine schweren Batterien nicht so rasch beendet worden wäre. Aber es genügte nicht, diese Batterien nur einzurichten und zu bilden, sie mußten auch, um gehörige Wirkung zu thun und um den Kosten und der Mühe zu entsprechen, auf die ausgezeichnete Weise befehligt werden, wie er allein es vermochte. Es war eine Freude für Augen und Herz, ihn in seiner Berufsthätigkeit zu sehen, und ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß die Ehre der überraschenden Erfolge, welche die britischen Waffen in diesem letzten Feldzuge erzielten, zum großen Theile Sir William Peel gebührt! —

Selbst der commandirende Obergeneral hat dies auf unzweideutige Weise zu erkennen gegeben. Sir Colin begegnete einst dem Capitain Peel, als dieser von seinen Krankenwärtern an die Luft getragen wurde. Ersterer war von seinem Stabschef und mehreren anderen Officieren begleitet; als Sir William sich berichten ließ, wie man seine Batterien aufgestellt habe, äußerte der Obergeneral: „Wenn Sie nicht mit Ihren schweren Kanonen gekommen wären, würde es uns schwerlich gelungen sein, die englische Besatzung aus dem Residenzschlosse von Lutkhnau zu befreien“ (im November 1857).

Wenn ich meine Erinnerungen an mir vorüber ziehen lasse, weiß ich nicht, in welcher Gestalt er mir am größten erschien: auf der Commandobrücke am Bord des Shannon, wenn er, von Blitz und Sturm umgeben, mit donnernder Stimme seine Befehle austheilte, während er sich selbst dabei im Tauwerke festhalten mußte, — oder wenn er ruhig und allein im Bereiche der feindlichen Kugeln auf und nieder wandelte, um die Schußlinie und Entfernung für sein schweres Geschütz zu berechnen und auszumessen, indeß die Bomben und Granaten in seiner Nähe plagten und ihn mit Sand und Erdreich bedeckten, — oder wenn

er an der Spitze der Sturmcolonnen sein jubelndes „Vorwärts“ rief und stets der Erste über den Graben und in der Bresche war. — Nein, am größten war er, wenn er sich, nach der gewonnenen Schlacht, still und anspruchlos in sein Zelt zurückzog, um sich den Ehrenbezeugungen und dem jubelnden Beifallsrufen seiner Truppen zu entziehen! —

Nun habe ich meine einfache Blume auf Dein Grab gelegt, zu dem ich oft mit meinen Gedanken in stiller Ehrfurcht und Dankbarkeit wandeln werde. Lebe wohl, Du Urbild eines Seemannes, Helden und Menschen! Dein Andenken soll mir der Polarstern sein, nach welchem ich für den Rest meines Lebens den Cours steuern werde. Lebe wohl! —

Gleichzeitig mit der Nachricht von dem Tode Captain Beel's erhielten wir die Mittheilung von dem schmerzlichen Verluste eines andern Waffenbruders, der in der Armee nicht weniger beliebt war und in welchem England einen seiner tapfersten, edelsten Söhne und, nach der Aussage urtheilsfähiger Richter, einen seiner tüchtigsten Generale verlor. Er vereinte persönlichen Muth mit gründlichen Berufskenntnissen, verstand es, die Truppen zu begeistern und ihr Vertrauen zu gewinnen, und besaß eine seltene Geistesgegenwart, die ihn selbst in den schwierigsten Augenblicken nicht verließ und oft die glücklichste Wendung der Ereignisse herbeiführte. Dieser Mann war Adrian Hope, derselbe, welcher die Armee-Abtheilung am Kalá Radí anführte und sich bei mehreren anderen Gelegenheiten mit Ruhm bedeckte. Befehlshaber der hochländischen Brigade, konnte man von diesem Ehrenposten mit Stolz sagen: „Solche Truppen waren eines solchen Führers würdig!“ —

Die näheren Umstände bei dem Tode dieses Mannes waren sehr trauriger Art; ich nehme keinen Anstand, dieselben zu erzählen, da ich überzeugt bin, daß ich dadurch weder der Wahrheit zu nahe trete, noch Verhältnisse enthülle, die man der Vergessenheit anheim zu geben beabsichtigte. Ich habe in den vorhergehenden Blättern einen General erwähnt, welcher die Division befehligte, die 14 Tage lang am Nam-

gung aufgehalten wurde, ohne den Fluß überschreiten zu können. Ich will nicht entscheiden, ob dies Unternehmen einem Anderen besser gelungen wäre — ohne große Opfer hätte es wenigstens nicht geschehen können.

Dieser General führte den Befehl über das Armeecorps, welches nach Bareilly ging und mit welchem wir nach der Eroberung von Lucknow zugleich von dort abzogen; der Leser wird sich jedoch erinnern, daß wir in Cahnpur von demselben getrennt wurden, um nach Calcutta zurückzukehren. Was die Persönlichkeit dieses Befehlshabers betrifft, so darf ich nicht verschweigen, daß er zu der zahlreichen Classe jener eingeschobenen Anführer gehörte, welche in der friedlichen Schule des Dienstes im Generalstabe ihre Generalsepauletten erwerben, ohne sich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet oder die goldenen Sporen verdient zu haben.

Auch die schottische Brigade gehörte zu seiner Division, und um noch ein schlagendes Beispiel seiner Untauglichkeit als General zu geben, brauche ich nur anzuführen, daß er eine alte Festung in der Nähe von Furukhabád stürmen ließ, ohne vorherige Anwendung der Artillerie und ohne die Vertlichkeit vorher zu recognosciren, was die traurige Folge hatte, daß die Engländer von den Rebellen unter Nérput Sing geworfen wurden und einen großen Verlust an Verwundeten und Todten zu beklagen hatten, unter den letzteren auch General Sir Adrian Hope. —

Man erzählt, daß, als jener General den Sturm befohlen und die Stelle bezeichnet habe, an welcher derselbe vorgenommen werden solle, der Führer einer Reiterschwadron mit der Meldung vorgetreten sei, daß ein solches Unternehmen an der entgegengesetzten Seite der Festung bedeutend weniger Schwierigkeiten bieten würde; aber der General habe sich alle Einmischung in seine Anordnungen verboten. — Die Folgen seiner Hartnäckigkeit hatten große Unzufriedenheit unter den Truppen veranlaßt; die Officiere der Hochländer sollen ihre Klingen zerbrochen und einem so untauglichen Commandanten den Gehorsam verweigert,

und die Truppen, als sie ihren vergötterten General Hope zu Grabe geleiteten, sich beinahe der Meuterei schuldig gemacht haben, was zu Untersuchungen vor dem Kriegsgerichte Anlaß gegeben hat. —

Sir William Peel und General Adrian Hope, die Zierden der anglo-indischen Armee, fühlten sich als Geistesverwandte mächtig zu einander hingezogen. Sie hatten dasselbe Ziel vor Augen und suchten es auf dieselbe Weise, mit Anwendung derselben Mittel zu erreichen.

Doch nun muß ich eilen, den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen. — Ich wurde in einer Nacht dadurch geweckt, daß einer meiner Diener mich berührte und, sich zu mir niederbeugend, mir leise zurief: »Sipáhi ihán, chánà már-dálná gorá Sáhíb!« welches bedeutet: »Die Sipoy's sind hier und wollen die Weißen tödten!«

„Das sollen sie, hol' mich der Teufel! wohl bleiben lassen!“ rief ich auf gut schwedisch, sprang aus dem Bette, griff nach meiner Pistole und dem Säbel und war, noch halb im Schlafe, nahe daran, den dunklen, bärtigen Sikh, der vom Obersten zu mir geschickt worden war, in jene Welt zu befördern. Ich besann mich jedoch rasch und ließ durch einen Matrosen die Mannschaft auf die Beine bringen, während ich die Officiere weckte, welche mein Zimmer theilten.

In wenigen Augenblicken war unsere Schaar versammelt. Nachdem wir unsere Waffen geladen und uns auf einen Tanz mit dem Feinde vorbereitet hatten, zogen wir aus in der Richtung, die uns von unserem Wegweiser angegeben wurde. Wir marschirten etwa eine Stunde und tappten förmlich in der Dunkelheit umher, kehrten aber ohne eines Feindes ansichtig zu werden und ohne weitere Abenteuer in unsere Quartiere zurück. Es heißt indeß: kein Rauch ohne Feuer! — und so erwies es sich denn auch hier, daß die Sipoy's wirklich in der Nähe gewesen waren. Sie sind später wiedergekehrt, nachdem ich mit meiner Mannschaft abgezogen war, und haben durch Brennen und Plündern Schrecken und Verwüstung in der Gegend verbreitet.

An einem heißen Vormittage erschien ein Linienregiment von 700 Mann, welches erst vor kurzem angekommen und hierher befehligt war. Die Soldaten waren in Paradeuniform und schwigten entsetzlich; ich beklagte die armen Menschen, die nur in ihre heißen, schweren Röcke und Kopfbedeckungen gesteckt waren, um bei der Ankunft einen Achtung gebietenden Anblick zu gewähren. Die Folgen dieser unzeitigen Eitelkeit ließen sich leicht voraussehen und blieben auch nicht aus: der Regimentschef starb gleich am ersten Tage, und die Mannschaft folgte ihm so rasch, daß sie binnen einem Monate auf 100 Mann zusammengeschmolzen war. Das Regiment kam von der Hauptstadt, wo es mehrere Jahre gestanden hatte, und es ist mir von mehreren Aerzten gesagt worden, daß unter den Truppen, welche eine Zeit lang in jenem herrlichen Klima gelebt haben und dann nach Indien versetzt werden, die Sterblichkeit am größten ist.

Ich pries mich glücklich, meine Matrosen unter den Scheuern untergebracht zu wissen, in denen sie bei weitem besser geschützt waren, als in den Zelten. Die Seeleute ertrugen die Wirkungen des Klimas im Ganzen besser, als die Landsoldaten, von denen viele der Cholera, Dissenterie, den Blattern oder dem Sonnenstiche zum Opfer fielen.

Am 5. Mai erhielt ich den willkommenen Befehl, mit zwei 24pfündigen Kanonen von Saffaram aufzubrechen. Diese Geschütze gehörten jedoch nicht unserer Seebrigade, sondern der nach Benares verlegten königl. Artillerie. Die Kanoniere mußte ich mir aus meinen Matrosen wählen, da keine Mannschaft zur Bedeckung der Geschütze vorhanden war.

Nach einem Tagemarsche erreichte ich Dehri, eine kleine Festung oder eigentlich nur ein mit Verschanzungen umgebenes Bungalow, das in der Nähe des Grand Trunk Road lag und für die Vertheidigung der Brücke, die hier über den Strom führte, von Wichtigkeit war.

In der Nacht angelangt, wurden wir einige Male von den Vorposten angerufen und mit gefällttem Bajonnet bedroht. Als ich das Bungalow erreichte, traf ich sofort den befehlhabenden Officier, welcher

hier 400 Sikhs zu seiner Verfügung und eine ebenso große Anzahl, die weiter hinauf im Lande lag, unter seinem Befehle hatte. Er nahm mich sehr freundlich auf, obgleich ich ihn in der Nachtruhe störte, lud mich zum Thee ein und gab mir gleich zu verstehen, daß meine Kanonen sehr erwünscht wären; da sich kein Geschütz am Orte befände. Wir brachten den Rest der Nacht in unseren Wagen zu; am folgenden Morgen wurde für die Officiere ein Zelt auf dem Hofe aufgeschlagen und die Mannschaft unter zweckmäßig erbaute Scheuern gebracht.

Nachdem ich Mundvorräthe für die Mannschaft erbeten hatte, begab ich mich abermals zum Befehlshaber des Ortes, dem Capitain Rattray, um seine Bekanntschaft am Tage zu erneuern. Er war ein stattlicher Mann mit langem, kohlschwarzem Barte und einem offenen, schönen Auge, das an den Blick des Löwen erinnerte. Es lag etwas Ueberlegenes in seinem Auftreten, welches sogleich den feinen Weltmann bekundete. Er hieß mich und meine Kameraden nochmals willkommen und lud uns ein für allemal ein, seine Häuslichkeit und seine Mahlzeiten zu theilen. Als wir uns zum Frühstücke einfanden, wurden wir der Hausfrau vorgestellt, einer sehr liebenswürdigen Dame, welche, mit einem zarten Knäblein, allen Gefahren und Entbehrungen trotzte, um das Leben ihres Mannes zu verschönern. Capitain Rattray hatte seine Gemahlin beim Ausbruche der Revolution nach Calcutta geschickt; als sie aber hörte, von welchen Gefahren ihr Mann bedroht sei, war sie sofort zurückgekehrt und hatte ihn aufgesucht, um nicht mehr von seiner Seite zu weichen.

Es bietet sich hier Gelegenheit, ein Wort über die Lebensweise der englischen Familien auf dem Lande in Indien einzuschalten, von welcher diejenige in Calcutta in mancher Beziehung abweicht. — Man steht gewöhnlich mit der Sonne auf, um die frische, stärkende Morgenluft nicht zu verschlafen. Nachdem man Thee getrunken, reitet oder geht man spazieren und kehrt zurück, ehe die Hitze sich fühlbar macht, worauf man das erfrischende kalte Sturzbad nimmt oder, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, in den Fluß springt. Man pflegt in dieser

Jahreszeit im Freien zu schlafen, indem man sein Bett auf die Veranda hinaustragen läßt, welche rund um das Bungalow läuft, so daß man, je nach dem Stande der Sonne, die Schattenseite auffuchen kann. Auch wenn man nur im Zelte wohnt, befolgt man dieselben Regeln. Weiter hinauf im Lande hält man es für ungesund, unter freiem Himmel zu schlafen, und thut es nur, wenn die Umstände es erheischen. Nach dem Frühstück kann man nicht mehr im Freien sein, da das Thermometer im Schatten und in den Zelten 120 Grad Fahrenheit zeigt. Man pflegt dann zwischen die Thürpfosten eine Thür von Stroh und Reisern einzuschieben, nachdem diese von den Dienern so lange mit Wasser begossen wurde, bis sie gänzlich durchnäßt ist. Darauf stellt man eine scharfe Zugluft her, indem man eine gegenüber liegende Thür oder ein Fenster öffnet, und erlangt dadurch eine erfrischende Kühle, die sogar das Thermometer zum Fallen bringt. — Meine aufmerksame Wirthin verschaffte mir eine solche Thür für unser Zelt, was eine wirkliche Wohlthat war.

Die Damen und Kinder ziehen sich am Vormittage gewöhnlich in ihre Boudoirs zurück, um der Ruhe zu pflegen — denn das Leben in diesem heißen Klima zwingt zum Müßiggange; — sie kommen erst zwischen 12 und 1 Uhr zum Luncheon wieder zum Vorschein, ja oftmals nicht vor dem Mittagessen, welches zwischen 6 und 7 Uhr eingenommen wird. Eine Stunde vor demselben pflegt man Besuche bei den Nachbarn oder in der Umgegend zu machen, und die Hausfrau benützt die Zeit zu mancherlei kleinen Anordnungen im Hause. Das Mittagessen ist hier, wie in England, ein wahres Familienfest. Nachdem das Mahl beendet, werden bequeme Stühle in das Freie getragen, und die Mitglieder der Familie versammeln sich, um zu plaudern, zu rauchen, Thee zu trinken u. s. w. Um 10 oder 11 Uhr trennt sich der Kreis; Jeder sucht sein Lager auf und ruft den Panka-vola herbei, der sich zu den Füßen seines Herren niedersetzt, um die Insecten zu verschrecken, wobei er nicht selten selbst einschläft, aber sofort durch einen Schlag mit dem Pantoffel geweckt und zur Thätigkeit gemahnt wird.

Mein Dienstpersonal war, seitdem ich meine Pferde abgeschafft hatte, bedeutend eingeschränkt worden. Zu meinen Ausflügen in die Umgegend bediente ich mich des feurigen Thieres des Befehlshabers oder eines der Pferde des Lieutenants, welche mir mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt waren.

Die Gemahlin des Platzcommandanten erzählte mir eines Tages, daß sie die Frau eines der in der Festung wohnenden Soubadars zu besuchen beabsichtige. Ich hatte schon lange gewünscht, eins dieser menschenscheuen Wesen in der Nähe zu sehen, und bat deshalb die Dame um Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Sie versprach, ihr Bestes zu thun, um mir eine Einladung zu verschaffen. Kaum aber hatten die Unterhandlungen deshalb begonnen, als ich auch einen abschlägigen Bescheid erhielt. Die Frauen waren zwar geneigt gewesen, mich zu empfangen, aber von ihren Männern war es ihnen auf das Strengste untersagt worden. Die weibliche Liebenswürdigkeit verleugnet sich selten, und so sandten auch diese Frauen mir einen Korb mit Kuchen und anderen Süßigkeiten, um mich etwas zu entschädigen, und vielleicht auch, um die Männer für ihren kränkenden Argwohn zu strafen.

Jeden Morgen erschienen die Soubadar-Bahadüre und Soubadare, Officiere der Sikhsregimenter, welche aber von den Europäern nur den Unterofficieren gleichgestellt wurden, um ihre Berichte bei dem Befehlshaber einzureichen. Es waren herrliche Gestalten, von starkem Gliederbau und kriegerischem Ansehen, in weißen Gewändern und mit werthvollen Schmucksachen an den Fingern und Zehen und in den Ohren. Ihre mit Gold und Juwelen reich verzierten Waffen waren die schönsten, die ich je gesehen und wurden gleich Heiligthümern von ihnen verehrt. Die Sikhs bewegen sich mit einer angeborenen Anmuth und Würde, die man oft bei den Hindu vermißt. Sie sind bekanntlich alle Muselmänner. Beim Eintritte in das Zelt, in welchem sie von Capitain Rattray und mir empfangen wurden, legten sie die Hand an die Stirn, sprachen aber nie ihr wohlklingendes „Salám,“ ohne den Oberkörper mit stolzer Geberde hintenüber zu werfen, im Gegensatze

zu den Civilbeamten, welche nie unterließen, bei ihrem Gruße mit sclavischer Unterwürfigkeit den Rücken zu krümmen.

Nachdem diese amtlichen Meldungen entgegengenommen waren, wurden die Spione vorgelassen, welche eine Geschichte nach der anderen aufstischten; bald versicherten sie, daß die Sipoy's in der Nähe wären und uns zu überfallen beabsichtigten, bald, daß unsere Factoreien in Brand gesteckt und verheert, oder daß den Postillon'en die Pferde vom Wagen gestohlen seien u. s. w. — Der Befehlshaber schenkte diesen Berichten wenig Glauben, die sich aber doch nicht selten als wahr erwiesen, und zu deren Bestätigung mehrmals gefangene Hindu eingebracht wurden, die sofort zum Stricke verurtheilt oder vor die Mündung einer Kanone gebunden und in Stücke zerrissen wurden. Die meisten dieser Unglücklichen vernahmen ihr Urtheil ohne zu zucken oder eine Miene zu verziehen.

Dies Spionirsystem wurde von uns angewandt, weil es zu unserer Aufgabe gehörte, die auf dem Durchmarsche begriffenen Truppen von der Beschaffenheit und Sicherheit der Gegend in Kenntniß zu setzen. Wenn uns Berichte von der Nähe des Feindes abgestattet wurden, nahmen wir uns doch selten die Mühe, denselben aufzusuchen, weil die Hindu sich erstens in so kleinen Schaaren zeigten, daß sie zu zerstreuen, nicht der Mühe werth war, und die überdies so wachsam und leichtfüßig waren, daß sie stündlich ihren Aufenthaltort veränderten, und zweitens, weil die große Hitze es uns unmöglich machte, uns längere Zeit in der freien Luft zu bewegen, ohne einem Fieberanfalle ausgesetzt zu sein. Unsere Truppenstärke war aber so unbedeutend, daß wir keinen Mann unnütz opfern durften, und auch schon deshalb keine Detachements in die Umgegend schickten, weil unsere Befehle hauptsächlich dahin lauteten, unsere Mannschaft zur Vertheidigung des Platzes beisammen zu halten. Nur eine Ausnahme wurde gemacht, die aber ohne günstigen Erfolg blieb. Wir schickten eine Patrouille nach Dschugdespur, wo Koer-Sing sich mit einem Trupp Rebellen befand, sich aber so geschickt in einem Gehölze versteckt hielt, daß wir vergeblich bemüht

waren, ihn daraus zu vertreiben. Selbst der Versuch, dasselbe in Brand zu stecken, scheiterte. Diese Bande wurde später von einer andern englischen Abtheilung aufgesucht und zerstreut, worauf die Ueberreste derselben sich über den Grand Trunk Road schlugen und in den unzugänglichen Gebirgsschluchten verschwanden.

Die Luft in Dehri war bedeutend besser und gesünder, als in Saffaram, von welchem Orte täglich Nachrichten über die große Sterblichkeit unter den Fieberkranken einliefen. Es war freilich Keiner unter unserem Corps, der nicht von mehr oder weniger erstem Unwohlsein befallen worden wäre, doch kamen nur einzelne Todesfälle vor, was wir hauptsächlich der unermüdlichen, vorsichtigen Behandlung unseres Arztes zu danken hatten, der stets für die Wohlfahrt unserer Brigade besorgt war. Eine nicht minder anerkennungswerthe Stütze hatten wir in der Menschenliebe der Frau des Capitain Rattray. Sobald ich erfuhr, daß einer der Matrosen erkrankt sei, wandte ich mich an diese liebenswürdige Dame, welche immer zu Rath und Hülfe bereit war. Sie kochte selbst die Krankensuppen und sandte den Patienten Erfrischungen, Bücher und was sie sonst Derartiges wünschten. Zwei Todesfälle bekümmerten mich tief; zuerst verlor ich meinen besten Feuerwerker, welcher an den Blattern erkrankte und so plötzlich starb, daß ich kaum an sein Bett eilen konnte, ehe er verschied; darauf bekam einer meiner Matrosen den Sonnenstich. Er fiel bewußtlos nieder, sein Körper war feuerroth und geschwollen und so heiß, daß man kaum die Hand an demselben halten konnte. Unser Arzt war nicht zur Hand, und ich daher genöthigt, einen indischen Quacksalber rufen zu lassen. Derselbe rieb den Körper mit einem aus der Frucht des Mango gepreßtem Oele ein, öffnete ihm eine Ader und flößte ihm einige Tropfen von dem Oele in den Mund. Da trat augenblicklich eine Veränderung in dem Zustande des Patienten ein; sein Körper wurde kalt und nahm eine leichenblasse Farbe an; die Schmerzen schienen aufzuhören, die Pupille erweiterte sich und unter krampfhaftem Zucken gab er seinen Geist auf. Die Ansichten der Männer von Fach waren darüber,

in wiefern der Aderlaß in diesen Fällen mit Erfolg anzuwenden sei, getheilt.

Wir hatten in Dehri einen kleinen, aber sehr schönen Begräbnißplatz, mit hohen, schattigen Bäumen, unter denen schon manchem Engländer die letzte Ruhestätte bereitet worden war. Auch unsere Todten wurden hier der Erde zurückgegeben, wobei ich den Dienst des Predigers versah, ein Amt, welches, in Ermangelung eines Geistlichen, hier oft von den Abtheilungscommandanten verrichtet wird. Das Begräbniß fand unter Trauermusik und mit Beobachtung aller üblichen Gebräuche statt.

Eines Abends wurde mir von einem Sikh, der im Flusse gebadet hatte, ein kleiner Kasten gebracht, den er am Ufer im Sande gefunden haben wollte. Bei näherer Nachfrage ergab sich, daß derselbe einem Matrosen gehörte, und daß den Leuten überhaupt mehrere Sachen abhanden gekommen waren, ohne daß sie Jemand von den Ihrigen oder den Sikhs beargwohnten, dieselben entwendet zu haben. Sie baten mich jedoch, zu versuchen, den Dieb zu ermitteln. Ich ließ nun die Matrosen in ihrem Quartiere abwechselnd Wache halten, und da geschah es, daß ein Panka-vola, der seinen Herrn in den Schlaf gefächelt hatte und sich darauf einige Kleidungsstücke aneignen wollte, welche unter dem Bette lagen, auf frischer That ergriffen wurde. — Ich ließ, als man mir den Verbrecher gebunden vorführte, ihn sofort zum abschreckenden Beispiele an einen Telegraphenpfahl binden und ihm eine ganz gehörige Bastonade geben. — Meine Leute hatten durch diese Hausdiebstähle werthvolle Gegenstände eingebüßt, und ich wollte durch die von mir zuerkannte Strafe der Ausübung des Faustrechts vorbeugen, was mir auch gelang; ich muß jedoch gestehen, daß mir dieser Vorfall für längere Zeit einen höchst unangenehmen Eindruck hinterließ, da es mir peinlich war, den Befehl zu der körperlichen Züchtigung eines Menschen gegeben zu haben.

Lieutenant Hay, welcher bis jetzt mit seinem Detachement in Saram gelegen hatte, berührte auf dem Weitermarsche unsere Station.

Seine Mannschaft hatte sehr gelitten, und es war ergreifend zu sehen, wie das kleine, zusammen geschmolzene Corps von meinen Matrosen empfangen wurde. Sie drückten den geprüften Kameraden stumm die Hand und wechselten kaum ein anderes Wort mit einander, als um nach einem der Hingeschiedenen zu fragen oder etwas über denselben zu äußern. Wie ganz anders war es früher, wo der Jubel kein Ende nehmen wollte, wenn die verschiedenen Abtheilungen unserer Brigade sich nach kurzer Trennung wiedersehen! —

Nachdem wir ungefähr einen Monat in Dehri gelegen hatten — die ruhigste und angenehmste Zeit, die ich in Indien verlebt habe — wurden wir von einer Seebrigade der indischen Flotte abgelöst, welche der unseren weder an militärischer Haltung, noch an Ausrüstung irgend gleich kam. Ich trennte mich nicht ohne Bedauern von der Familie Rattray, welche mich mit der zuvorkommensten Gastfreundschaft in ihre Häuslichkeit aufgenommen hatte. Diese Liebenswürdigkeit bewährte sich bis zum letzten Augenblicke. Als ich bei Capitain Rattray eintrat, um nach meiner Schuld für unsere Bewirthung zu fragen, entgegnete er mir artig, daß er beabsichtige, eine Reise nach Schweden zu machen, und alsdann darauf rechne, mein Gast zu sein, sodaß die eine Artigkeit die andere aufheben würde. Mistreß Rattray gab mir bei der Abreise eine kleine Flasche mit Curry-Pulver, von welchem sie mußte, daß ich es sehr gern genoß, und mehrere andere kleine Geschenke.

Als wir zum Abmarsche bereit waren, kam ein Matrose zu mir, welcher bedenklich krank gewesen und nur durch ein Wunder dem Tode entronnen war. Er erzählte mir treuherzig, daß er erfahren habe, Mistreß Rattray pflege mit großer Vorliebe Diamanten und dergleichen zu kaufen, und da ihm mitgetheilt worden sei, daß diese Dame durch ihre mütterliche Sorgfalt zu seiner Genesung beigetragen habe, so wünsche er, ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen. Hierauf dankte er auch mir für meine Theilnahme und Fürsorge und bat mich, ein Andenken von ihm annehmen zu wollen. Dann zog er aus einem kleinen leinwandnen Läppchen, in welchem er 14 Diamanten verwahrte, zwei derselben

hervor und ersuchte mich mit schlichten Worten, den einen zu seiner Erinnerung zu bewahren und den anderen, einen werthvollen Brillanten, der Gemahlin des Capitains Rattray in seinem Namen zu überreichen. — Unter den Andenken, die ich aus Indien mit in die Heimath gebracht habe, ist dieser Stein mir das theuerste, als Erinnerung an einen Kameraden, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte.

Wir verließen Dehri am 23. Juni und brachten drei Tage in unseren „Dohsenequipagen“ zu, ehe wir Schiraghoti erreichten. Wir sollten uns mit der Abtheilung unserer Brigade vereinigen, welche sich unter dem Befehle des Lieutenants Young in dieser Stadt im Quartiere befand, da Vaughan befördert worden und mit dem Reste der Brigade in Gayah war, das 24 engl. Meilen weiter in das Land hinein lag.